

Zeitschrift: Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung
Herausgeber: Schweizerische Friedensgesellschaft
Band: - (1905)
Heft: 23-24

Artikel: Schrecken des Schlachtfeldes
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-802990>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Beratung über Abrüstung Offiziere delegiert, über die Abrüstung der Diplomatie Diplomaten, und ein Delegierter der Konferenz hat damals gesagt, es ist das dasselbe, wie wenn man die Schuster über die Abschaffung der Fussbekleidung beraten lassen wollte. In meiner Broschüre „Was kann die Friedenskonferenz erreichen“, die ich im November 1898 veröffentlichte, habe ich diesen Zwiespalt zwischen den neuen Dingen, die auf der Konferenz beraten werden sollten, und den alten Menschen, die die Beratungen pflegen sollten, vorausgesagt. Ich schrieb darin (S. 7): „Hierzu kommt noch, dass diese souveränen Gruppen, in denen diese neuen und anscheinend für den einzelnen unter ihnen so unvoreilhaften Dinge beschlossen werden sollen, nichts anderes als Menschen aussenden können, denn Götter sind für solche Dienste nicht mehr zu haben. Und was für Menschen werden sie aussenden können? Sie werden nicht jene Männer senden, die vom Hauch des Genius berührt wurden, die den Pulsschlag einer kommenden Zeit fühlen, die sich bereits in ihrem Denken und Fühlen zu Priestern und Pionieren dieser neuen Zeit ausgebildet haben, sondern Männer der alten Zeit, Männer der alten Anschauungen, der alten Traditionen, der alten Dinge und der alten Sitten, die mit ihrem Herzen und mit ihrem Geiste, aber ebenso mit ihrem Fühlen und Begreifen im zu Ende gehenden Jahrhundert darin stecken werden und nicht im kommenden. Sie werden Männer aussenden, denen es sicherlich, als sie des Zaren Worte gelesen hatten, heiss über den Rücken gelaufen sein mag und dann wieder kalt; die ein Kreuz gemacht haben vor den Anschauungen, die darin enthalten sind, und denen doch das Gehorchen so zur zweiten Natur geworden ist, dass sie dennoch gegen den ihnen zuteil werdenden Befehl, die Reise nach dem Haag zu machen, nichts einwenden werden.“

„White, der die Gefahr der Münsterschen Anschauungen erkannte, machte ihm die eindringlichsten Vorstellungen. „Ich sagte ihm, die Berater, denen der Kaiser sein Vertrauen schenkte — Männer, wie er selbst, und Sr. Majestät Ratgeber — sollten niemals den jungen Herrscher den Schmähungen, den Vorwürfen und den Feindseligkeiten aussetzen, mit denen alle Völker ihn überhäufen würden, sobald es bekannt würde, dass er es gewesen wäre, der den Kongress zu Fall gebracht und die Schiedsgerichte vereitelt hätte. Ich nahm mir sogar die Freiheit, dem Grafen wieder zu erzählen, wie der Kaiser sich über ihn geäussert, wie er gemeint hätte, gesunder Menschenverstand würde auf dem Kongress von nöten sein. Als ich merkte, dass ihm diese Worte zu gefallen schienen, fuhr ich fort und sagte, er vor allen andern hätte die Pflicht, alles aufzubieten, den Kaiser vor diesem Schicksal zu bewahren.“

„White erinnert des weiteren daran, wie durch die Haltung Deutschlands auf dem Kongress das Misstrauen der Amerikaner, gegen das er schon als Gesandter und Botschafter in Berlin so heftig anzukämpfen hatte, noch weit mehr um sich greifen werde. „Ihr Herrscher“, sagte er zu Münster, „wird als der Feind aller Nationen gelten und den peinlichsten Angriffen und Verleumdungen ausgesetzt sein.“ Am Ende der Unterredung hatte White den Eindruck, als ob er Münsters Anschauungen erschüttert hätte. Man wird White dafür Dank wissen müssen. Seine Einwirkung auf Münster war vielleicht die grösste Tat auf der Konferenz und jedenfalls ein grosser Freundschaftsdienst, den er dem deutschen Volke geleistet hat. Tatsache ist, dass, als am andern Morgen ein offizielles Schreiben der Reichsregierung im Haag eintraf, worin sich diese endgültig und ganz energisch

gegen jedes Schiedsgericht aussprach, Graf Münster „ganz ausser Fassung war über diese zu buchstäbliche Annahme seiner eigenen früheren Ansichten“. Münster selbst drang darauf, dass die für denselben Tag einberufene Sitzung der III. Kommission, wo die ablehnende Haltung der deutschen Regierung hätte zur Kenntnis gebracht werden müssen, vertagt werde. „Wenn die Sitzung schon heute stattfände“, sagte er, „muss Zorn Deutschlands Erklärung zur Kenntnis bringen und das wäre ein Missgriff.“ Die Sitzung wurde verschoben. Als Grund gab man an, dass Baron d'Estournelles verhindert wäre. Nun sandte Münster den Prof. Zorn nach Berlin, um das Ministerium über die Sachlage aufzuklären, und White entschloss sich, Dr. Holls mit einem Schreiben an den Baron Bülow, damals Staatssekretär des Auswärtigen, mitzusenden. Diese Mission der beiden Delegierten in Berlin ist bekannt, die näheren Details erfährt man aber erst jetzt aus Whites Veröffentlichungen. Holls suchte den Reichskanzler Hohenlohe und den Grafen Bülow auf, dem er Whites Brief übergab. Er reiste dann, mit einer dringenden Empfehlung Hohenlohes versehen, zum Kaiser nach Hamburg, dem Baron Bülow auch das Schreiben Whites übersandt hatte. Dieses Schreiben ist ein pazifistisches Dokument ersten Ranges, das mich nur der Mangel an Platz hindert, in dieser Nummer in extenso abzudrucken. Holls traf in Hamburg den Kaiser, der auf seiner Jacht war, nicht an und musste, ohne ihn gesprochen zu haben, nach dem Haag zurückkehren.

„Immerhin, die Expedition nach Berlin hatte, wie bekannt, den Erfolg, dass die deutsche Regierung das Schiedsgericht unter Weglassung der obligatorischen Klausel anerkannte und dafür dem von ihr früher auch bekämpften Schiedshof zustimmte. Wer weiss, wie sich die Dinge entwickelt hätten, wenn Holls den Kaiser in Hamburg gesprochen hätte.

„Eine grosse Gefahr für Deutschland war beseitigt, denn die Stimmung gegen das Reich war eine sehr erbitterte. Lord Paunceroote war ärgerlich über die Vertagung der III. Kommission und sagte, dass diese auch ohne Zorn hätte zusammentreten müssen. „Deutschland sollte, falls es ihm nicht beliebte, sich uns anschliessen, aus dem Kongress ausscheiden.“

„Dass die Gefahr, die die Haltung der deutschen Politik im Jahre 1899 im Haag heraufbeschwor, durch die nachträglichen Konzessionen nicht ganz beseitigt wurde, lehrten die Ereignisse der letzten Zeit. Die damalige Haltung Deutschlands gegen den Versuch, den Frieden auf eine festere Basis als lediglich auf die der Waffen zu stellen, ist nicht vergessen worden. Die Isolierung Deutschlands datiert aus den Haager Tagen. Im Haag wurde, wie wir es schon so oft betonten, jener Fehler gemacht, der Deutschland in der übrigen Welt das Renommee einer in ihren Hauptzügen kriegslustigen Macht eintrug. Es führt, wenn man es genau beobachtet, ein gerader Weg von Münster zu Delcassé, und des letzteren Machenschaften wären nicht möglich gewesen, wenn man im Haag die Grösse des Moments richtig erfasst hätte.“

Schrecken des Schlachtfeldes.

Die Wahnsinnigen der russischen Armee!

Ein ungenannter Offizier der russischen Armee in Ostasien veröffentlicht in der „Odessaer Zeitung“ seine persönlichen Eindrücke aus dem gegenwärtigen Krieg und erzählt u. a. furchtbare Details, wie die folgenden:

Die Sache ereignete sich abends nach einem wie gewöhnlich erfolglosen Gefecht. Wir waren im Lager. Ringsherum traurige Gesichter, bedrückte Herzen, todwunde, erschöpfte Menschen. Zudem waren alle Essvorräte ausgegangen, Feldlazarette gab es nicht, auch kein Holz für ein Lagerfeuer. Die Bagagen waren buchstäblich in die Erde versunken. Niemand wusste, wo sie steckten. Die Kälte von 25 Grad liess die Haut rissig werden und sich abschälen, das Blut schien in den Adern sich zu eisigen Klumpen zu ballen. Die Nachzügler, die sich zum Lager herangefunden hatten, erzählten, dass sie auf dem offenen Feld, rechts und links, vor sich und hinter sich, Hilferufe gehört hätten, Jammern und Wehklagen, Stöhnen und Seufzen von all den Verwundeten, von den Unglücklichen, die fern von ihrem Truppenteil dort in der Finsternis zurückgeblieben waren.

„Wir müssen die Verwundeten zusammensuchen!“ schrie ich. „Wer will mit mir kommen?“ Keine Antwort. Ich wende mich an den Obersten. Der Oberst dreht mir den Rücken zu. Ich spreche mit dem General. Der General geht, ohne ein Wort zu sagen, an mir vorbei. Ein Arzt von höherem Rang antwortet mir, als ich ihm sage, um was es sich handelt: „Wohin sollen wir denn mit den Leuten? Wir haben keine Tragbahnen, keine Apotheke, keine Instrumente! Nichts haben wir! Darum lassen Sie sie in Ruhe! — Gute Nacht!“ — Nichtsdestoweniger gelang es mir darauf, als ich mir ein paar armselige Tragbahnen verschafft hatte, doch noch, die abgestumpften, verwilderten Menschen wieder aufzurütteln. Ungefähr 100 Mann schlossen sich mir an.

So gingen wir aus dem Lager hinaus. Die Nacht war undurchdringlich finster. Wir steckten Fackeln an. Aber als wir dann etwa eine Stunde marschiert waren, wies uns das Gestöhne der Verwundeten besser den Weg als das Licht unserer Fackeln. Von Zeit zu Zeit prallten wir wie scheu gewordene Pferde dicht auf einzelne Trupps von Menschen und Tieren. Plötzlich fühlte ich, dass irgend etwas mich anfasste und auf der Stelle festhielt. Etwas drückte mich zusammen wie mit eisernen Reifen. Zwei Hände umfassten meine Füsse. Sie gruben sich wie stählerne Klammern in meinen Körper ein und suchten das Leder zu zerreißen. Alles das unter wütendem Geheul, ähnlich wie das Gebell eines Hundes. Auf meinen Ruf kamen meine Leute herbeigelaufen. Wir entdeckten vor uns einen Verwundeten, dem beide Beine von der Hüfte an weggerissen waren — ein blutüberströmter menschlicher Rumpf. Da es völlig unmöglich war, ihn von mir loszureissen, so machten meine Leute dem armen Kerl mit Kolbenschlägen und Fusstritten auf den Schädel ein Ende. Ich überlebte auch diese Augenblicke, deren Entsetzen zu beschreiben über meine Kräfte geht.

Ich war schon im Begriff, zurückzugehen, dem Lager zu, als wir plötzlich von rechts Schreien und Geheul hörten, noch durchdringender und wilder als die verzweifelten Rufe um Hilfe, die von überall zu uns drangen. In dem trüben Licht der Fackeln, das kaum die dichte Finsternis durchdrang, sah ich vor mir — es war keine Halluzination, kein Phantasiebild — sah ich vor mir zehn, zwanzig, hundert, vielleicht auch zweihundert Mann, die, vollständig unbekleidet, mit den Händen umherfuchtelten, allerlei Gebärden machten, fortwährend Flüche ausstießen und tanzten. Ja, herumtanzten! Bei einer Kälte von 25 Grad tanzten diese nackten, mit Wunden, Narben, von Schrammen bedeckten Körper, bespritzt von oben bis unten mit schwarzem, geronnenem Blut. Einige von ihnen konnten auf den blutigen Resten ihrer Glieder nur noch vorwärts kriechen. Andere wieder, mit

Revolvren, Gewehren, Säbeln bewaffnet, fuchtelten, durchdringende Schreie ausstossend, drohend in der Luft herum. Alle stürzten uns entgegen. Sie stürzten sich auf uns zu, die wir zu ihrer Rettung herbeikamen. Sie erkannten uns nicht. Sie riefen uns zu: „Kommt nicht heran! Kommt ja nicht heran! Macht, dass ihr fortkommt!“ Sie alle waren wahnsinnig geworden. — Einige Schüsse fielen. Einer von meinen Leuten stürzte hin und wälzte sich auf der Erde, dann noch einer.

Noch einige Stunden befand ich mich mit meinen Begleitern mit erloschenen Fackeln in dem Höllenkreis jener wahnsinnigen Menge, dann drangen eine Zeitlang ihre rasenden Rufe nur noch schwach zu uns, endlich wurde das Geschrei schwächer und erstarb in der Ferne.

Der Anfall von Massenwahnsinn, der die Unglücklichen betroffen hatte, legte sich wahrscheinlich bald unter dem Einfluss der grausigen Kälte. Bis zum Morgen waren sie alle schon erstarrt, auch nicht einer von den Verwundeten hat wohl diese furchtbare Nacht überlebt. Am nächsten Tage wurde ich selbst verwundet. Eine Kugel zerschlug mir die linke Schulter. Ich halte es fast für ein Wunder, dass ich nicht damals schon starb. Ich weiss auch nicht, ob und wann ich mich wieder werde erholen können. Und wissen Sie, oft fragte ich mich: Wird nicht auch mich jener Wahnsinn ergreifen?

Die zweite Haager-Konferenz.

Präsident Roosevelt erwähnte in seiner Botschaft an die Vertreter der einzelnen Staaten auch der II. Haager Konferenz und versicherte, dass seine Regierung alles tun werde, was in ihrer Macht stehe, um den Erfolg dieser Konferenz zu fördern im Interesse des internationalen Friedens, guten Willens und der Gerechtigkeit. Es sei ihre Pflicht, auf jede nur mögliche Weise die Zeit näher zu bringen, wo das Schwert nicht mehr der Schiedsrichter zwischen den einzelnen Völkern wäre. Sehr viel könne in dieser Richtung durch eine zweite Haager Konferenz geleistet werden. Wenn möglich, solle ein allgemeiner Schiedsvertrag zwischen all den Nationen, welche in der Konferenz vertreten sind, zustande kommen. Neutrale Rechte und neutrales Eigentum sollen zur See ebenso geschützt sein, wie sie zu Lande geschützt sind. Zu diesem Zwecke solle ein internationales Uebereinkommen erzielt werden und ebenso auch in betreff der Kriegskonterbande.

Der Präsident fuhr sodann fort: „Ich habe den wirklichen und lebhaften Wunsch, dass diese zweite Haager Konferenz einen mächtigen Schritt nach vorwärts bedeuten möge, um einen auf Gerechtigkeit beruhenden Frieden auf der ganzen Welt zu sichern. Nichts ist der Aufmerksamkeit eines erleuchteten Staatsmannes würdiger als das Bemühen, eine sicherere Methode, als jetzt besteht, ausfindig zu machen, um Gerechtigkeit zwischen den Nationen zu befestigen sowohl zum Schutze der kleinen Nationen als auch zur Verhütung eines Krieges zwischen den grossen Staaten. Zu diesem Zwecke sollten wir uns bemühen, nicht nur Blutvergiessen zu verhüten, sondern vor allem auch die Kraft des Rechtsgefühles zu stärken. Diese mächtige und freie Republik sollte mit allen anderen Staaten, ob gross oder klein, nur auf Grundlage strengster Ehrenhaftigkeit verkehren und deren Rechte ebenso eifersüchtig achten, als sie ihre eigenen wahrnimmt.“

Solche Aeusserungen aus dem Munde eines so mächtigen Staatsoberhauptes lassen in uns mit Grund